


Gegen Krise denken

Beate Binder, Sabine Hess

Zusammenfassung

Wie kann angesichts von multiplen Krisen und globalen autoritären Verwerfungen bis hinein in akademische Räume eine forschende Praxis aussehen, die kritische Krisen-Analytik mit einer auf Möglichkeitsräume gerichteten Forschungshaltung verbindet? In unserem Beitrag greifen wir auf eigene Erfahrungen als Forschende und Hochschullehrer:innen sowie gemeinsam publizierte Texte zurück, um dieser Frage nachzugehen. Vor dem Hintergrund einer genaueren Charakterisierung von gegenwärtigen Krisendynamiken, wenden wir uns in einem zweiten Schritt den Begriffen der Hoffnung und des utopischen Denkens zu, um beide Konzepte für kulturanthropologisch angelegte ethnographische Forschung produktiv zu machen und Möglichkeiten aufzuzeigen, wie kritische Gegenwartsanalyse mit der Exploration kreativer Interventionen verbunden werden kann. Dies kann nur dann gelingen, so argumentieren wir, wenn Anthropolog:innen neue Rollen – als Mediator:innen, Ermöglichende und Befördernde – einnehmen und sich einer Partisanenposition verschreiben. Wie das aussehen könnte, loten wir abschließend genauer aus.

Schlagwörter: engagierte Anthropologie, Utopie, Krise, Ethnographie, Kollaboration

Beate Binder, Institut für Europäische Ethnologie, Humboldt-Universität zu Berlin, Berlin, Deutschland 

Sabine Hess, Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie Universität Göttingen, Göttingen, Deutschland 

Nicht nur wenn wir hinfahren, sondern *indem* wir hinfahren, erhebt sich die Insel Utopia aus dem Meer des Möglichen. Ernst Bloch¹

Aber etwas fehlt. Bertolt Brecht²

Krise kritisch befragen

Von Krisen – multiplen, chronischen oder auch feldspezifischen etwa in den Bereichen von Klima, Umwelt oder Migration – ist gegenwärtig überall und durchgehend die Rede. Auch wenn es nach einer leeren Phrase klingt, wir leben in schlechten Zeiten. In vielerlei Hinsicht scheinen sich tradierte Sicherheiten und routinierte Zugriffe in der Politik wie im alltäglichen Leben aufzulösen – das gilt ebenso für wissenschaftliche Konzepte und Erklärungsmodelle, mit denen die gegenwärtige Erfahrung vielfältiger Krisen beschrieben und gedeutet werden soll. Wird die „Häufigkeit des Wortgebrauchs Krise als Indikator für die Wirklichkeit genommen, so könnte die Neuzeit seit Beginn des 19. Jahrhunderts ein Zeitalter der Krise genannt werden“, hält Reinhart Koselleck in seinem Beitrag zum Stichwort „Krise“ im dritten Band der *Geschichtlichen Grundbegriffe* bereits 1982 fest (Koselleck 1982: 635). Dieser Befund lässt sich bis in die Gegenwart ausdehnen – auch wenn möglicherweise die Skepsis gegenüber der Deckungsgleichheit von Krise und Krisennarrativ gewachsen ist. Deutlich ist auch, dass das Reden von Krisen einer spezifischen Form der Politisierung jeweiliger in Frage stehender Themen sowie des gesellschaftlich-politischen Klimas insgesamt Vorschub leistet (Roitman 2014) – derzeit global mit deutlicher Tendenz zum Autoritären. Darüber hinaus bringt das Etikettieren eines Sachverhalts als Krise auch eine spezifische Perspektivität mit sich und legitimiert eigene Modi der politischen Bearbeitung. Fest steht, dass mit dem Label Krise nicht einfach ein Ist-Zustand beschrieben wird. Im Gegenteil erhalten Situationen auf diese Weise, um nochmal Reinhart Koselleck zu zitieren, ihre „entscheidungssträchtigen Akzente“ (Koselleck 1982: 617). Doch das Neue, das im Angesicht der Krise von etwas Bestehendem heraufbeschworen wird, kann nicht vollständig vorhergesagt oder aus dem Ist-Zustand abgeleitet werden. Zudem ist eine Krisensituation, so schreibt im Anschluss an Koselleck Michael Makropoulos, „eine unvollständig determinierte Situation, in der verschiedene Möglichkeiten der Verwirklichung miteinander konkurrieren. Damit aber ist die Krise eine Situation der irreduziblen Kontingenz“ (Makropoulos 2013: 15). Während Koselleck und Makropoulos die generelle Dynamik von Modernität beschreiben (vgl. auch Beck & Knecht 2016: 60), wird gegenwärtig die Rede von der Krise auffällig häufig eingesetzt, um der Kontingenz der Gegenwart eine *eindeutige* Entwicklungsdynamik zu verleihen und spezifische Modi des Handelns zu induzieren. Das Ausrufen eines Zustands der Krise forciert die Notwendigkeit einer Entscheidung, eines Eingreifens im Sinne der Nothilfe, der Abhilfe zur Wiedererlangung eines vorgeblichen Normalzustands, wobei Dringlichkeit und Komplexitätsreduktion zu Maximen werden. Krisennarrative erlauben bestehende Normen und moralische Haltungen über Bord zu werfen und ‚unübliche Wege‘ zu gehen. Das Framing aktueller Situationen als Krise macht die Vorstellung von Unsicherheit und Unvorhersehbarkeit zu einer wirkmächtigen politischen Kraft in der Gegenwart (Kleist & Jansen 2016: 375-376).

¹ Adorno & Bloch 1975: 60.

² Brecht 1966 [1928/29]: 27.

Im Folgenden werden wir zunächst vor dem Hintergrund unserer jeweiligen Forschungsfelder und eigener Erfahrungen als Hochschullehrer:innen die gegenwärtige Situation multipler Krisen genauer zu bestimmen versuchen. Da unser Anliegen aber ist, gegen beziehungsweise über Krise hinaus zu denken, wenden wir uns in einem zweiten Schritt dem Begriff der Hoffnung und des utopischen Denkens zu. Wir beziehen uns dabei vor allem auf Sherry Ortner, Arjun Appadurai sowie Theodor W. Adorno und Ernst Bloch, deren Vorstellungen von Hoffnung und Utopie weit entfernt sind von blindem Optimismus oder naiver Zuversicht, sondern jeweils in eine kritische Analyse gewaltvoller Transformationen eingebettet sind. Unser Ziel ist es, *Das Prinzip Hoffnung* (Bloch 1973) für die Anthropologie produktiv zu machen und kritische Gegenwartsanalyse mit der Exploration kreativer Interventionen zu verbinden. Dies kann nur dann gelingen, auch hier folgen wir Ortner und Appadurai, wenn Anthropolog:innen neue Rollen – als Mediator:innen, Ermöglichende und Befördernde – einnehmen und sich einer „Partisanenposition“ verschreiben (Appadurai 2013: 299). Wie das aussehen könnte, werden wir in einem abschließenden Abschnitt genauer skizzieren.

Dabei ist das Rad nicht gänzlich neu zu erfinden. Unter Rückgriff auf unsere Erfahrungen mit engagierter Forschung in unseren jeweiligen Forschungsfeldern sowie auf die vielfältigen kritischen Interventionen in die Fachdiskussionen, mit denen Gisela Welz in den vergangenen Jahrzehnten unser analytisches Denken angeregt hat, wollen wir ausloten, wie eine derartige forschende Praxis aussehen könnte, die – angesichts der globalen autoritären Verwerfungen bis hinein in akademische Räume – kritische Krisen-Analytik mit einer auf Möglichkeitsräume gerichteten Forschungshaltung verbindet. Wir greifen dabei auch auf Texte zurück, die wir in den letzten zwei Jahrzehnten gemeinsamen Nachdenkens über engagierte Forschung vor allem im Kontext queer-feministischer Anthropologie verfasst haben. Denn zumindest einige der dort dargelegten Überlegungen und Perspektiven bieten gute Anknüpfungspunkte für unser hier zu diskutierendes Anliegen.

Von Krisen(-narrativen) und exzeptionellen Politiken zum utopischen Denken und Handeln

Zunächst können wir festhalten, dass Beobachtungen aus unseren Forschungsfeldern Migration und Grenze (Sabine Hess) sowie Sexualität und Geschlecht (Beate Binder) die skizzierten Dynamiken im Umgang mit Krise und Krisennarrativen bestätigen. Mit der Rede von der sogenannten Krise der Migration werden Politiken der verschärften Asylpolitik, der Grenzsicherung und Abschottung legitimiert, die bestehende rechtliche Standards und Zugänge empfindlich treffen. Insbesondere nach den eruptiven Ereignissen von 2015, als mehrere Hunderttausend Migrant:innen es schafften, ihren Weg nach Nordeuropa zu finden, zeigt sich, dass das Narrativ der ‚Migrationskrise‘ es bis heute nicht nur erlaubt, voranschreitend den Abbau von Rechten zu betreiben, sondern Recht selbst autoritär umzuformen und gegen menschen- und freiheitsrechtliche Normen und Praktiken in Stellung zu bringen (Hänsel et al. 2022). Verschiedene ethnographische Forschungen haben dabei differenziert und lokal verankert herausgearbeitet, wie ‚Krisen‘ geschaffen und in Bedrohungsszenarien und moralischen wie sicherheitspolitischen Paniken verdichtet werden und wie diese Imaginarien wiederum als Hintergrundrauschen politisch genutzt werden, um exzeptionelle Politiken zu legitimieren (z.B. Adam & Hess 2024). Didier Fassin und Paula Vasquez kennzeichnen dies als exzeptionelle Politiken (Fassin & Vasquez 2005), und Elisabeth Dunn nennt den Praxismodus, der damit oftmals einhergeht, „adocracy, a form of power that creates

chaos and vulnerability as much as it creates order“ (Dunn 2014: 2). Jüngste Studien gehen hier noch einen Schritt weiter, indem sie demonstrieren können, dass mittlerweile von einer soliden Normalisierung eines Regierens im Krisenmodus, einer „crisification“ (Moreno-Lax 2024: passim) des politischen Feldes und der Rechtssetzungspraxis zu sprechen ist, wenn etwa die Einschreibung sogenannter ‚Krisenverordnungen‘, wie beispielsweise im neuen Europäischen Asylsystem, einen dauerhaften Ausnahmezustand erlauben. Politiken im Namen der Krise haben dabei inzwischen eine systematische Brutalisierung und Entrechtlichung normalisiert, wie sie vor ein paar Jahren noch nicht vorstellbar war.

Diese Prozesse – vor allem aber die jüngsten Auseinandersetzungen um den Krieg in Gaza – zeitigen auch ihre krisenhaften Effekte im Feld der wissenschaftlichen Praxis und an Hochschulen selbst. Polly Pallister-Wilkins und James Smith konstatieren in der neuesten Ausgabe der Zeitschrift *Public Anthropologist* eine wachsende Verunsicherung, die sie als „struggles with finding voices and actions that do justice to the current levels of violence“ beschreiben (Pallister-Wilkins & Smith 2025: 179). Dabei beziehen sie sich sowohl auf die Schwierigkeit, Gewalt und krisenhafte Räume angemessen zu präsentieren, als auch auf einen *chilling effect*, mit dem Wissenschaftler:innen auf direkte Angriffe wie Einschränkungen der Wissenschaftsfreiheit reagieren. Eine erste empirische Studie des Deutschen Zentrums für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW 2024) zur Situation in Deutschland zeigt bereits für 2024, dass fast die Hälfte (45%) der befragten Wissenschaftler:innen, Anfeindungen, Bedrohungen oder Hassrede erlebt hatten und ebenfalls erhebliche *chilling effects* zu beobachten sind. Ähnliche Beobachtungen wurden auch in der Ringvorlesung vorgetragen, die von Kolleg:innen der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft (DGEKW) institutsübergreifend im Wintersemester 2025/26 zu „Autoritären Angriffen auf Wissenschaftler*innen und Wissenschaftsfreiheit“ organisiert worden war. Kolleg:innen aus verschiedenen europäischen Ländern haben in ihren Beiträgen solche und ähnliche Entwicklungen auf unterschiedlichen Ebenen ausgelotet und oftmals durch eigene Erfahrungen unterfüttert. Zu vergleichbaren Zeitdiagnosen einer immer repressiveren Situation an Hochschulen kommen auch Lori Allen und Heidi Mogstad in ihrem Editorial der bereits genannten Ausgabe der *Public Anthropologist* vom Mai 2025 (Allen & Mogstad 2025). Unter dem Titel *Naming the Unfathomable* sehen sie ihre Suche nach Worten und Haltungen inzwischen weltweit als gekennzeichnet durch durchgreifende Unsicherheit und grassierende Angst in Hochschulen, ausgelöst durch Sprechverbote, Kriminalisierung von Wissenschaftler:innen und ganzer wissenschaftlicher Felder, die Verbannung von Büchern, Konzeptbegriffen, Menschen und Fächern. Suzan Ilcan, Pinar Ensari und Lana Gonzalez Balyk sprechen in dem von ihnen herausgegebenen Special Issue *From Antagonism to Care: Reimagining Academic Freedom and Justice in Higher Education* von der Ausbreitung von „hostile environments within higher education“ weltweit (Ilcan et al. 2025: 405), von der alle Ebenen und Dimensionen universitären Arbeitens betroffen sind.

Kriminalisierung ist in allen Kontexten zu einem zentralen Werkzeug einer gouvernementalen Politik geworden, die zunehmend autoritäre Züge trägt. Wie sich dabei rechtspopulistische Narrative und Sehnsüchte mit autoritären Politiken verschränken, wird eindrücklich deutlich in Politikfeldern rund um Geschlecht und Sexualität, also etwa in Hinblick auf sexualisierte Gewalt oder Sexarbeit. Auch hier wird schnell auf als Krisenerscheinung gedeutete Phänomene mit Vorschlägen zur Verschärfung des Strafrechts reagiert, ohne dass soziale Hintergründe und Dynamiken oder auch die – oft fehlende – Wirksamkeit bereits bestehender restriktiver Maßnahmen genauer in den Blick genommen werden. Ein-

drücklich zeigt sich dabei, wie diese Politiken durch den Rückgriff auf nationalistische Rhetoriken und rechtspopulistische Vereinfachungen sowie – gerade mit Blick auf Gender und Sexualität – den Wunsch zur ‚Wiederherstellung‘ einer vermeintlich natürlichen (Geschlechter-)Ordnung gestützt werden. Insgesamt wird die Rede von der Krise von dominanten Kräften oftmals in Politiken der Versicherheitlichung, rechtlicher Restriktionen und Retraditionalisierung übersetzt, die angesichts von als bedrohlich bis ausweglos beschriebenen Krisenlagen als unumgänglich markiert werden können. Der Wunsch nach Erlösung aus der Kontingenz und von der Offenheit nicht determinierter Zukünfte ruft offenbar vor allem rückwärtsgewandte Sehnsüchte und autoritäre Heilsversprechen hervor.

Alle diese Beobachtungen zeigen zunächst, dass der Diskurs um Krisen ein genuin politischer Diskurs ist – auch wenn es nicht jedes Krisenerlebnis und jede daraus geborene Erzählung schafft, zu einem hegemonialen Diskurs mit Erklärungs- und Legitimationskraft zu werden. Um diesen Dynamiken auf die Spur zu kommen, geht es zunächst in Anschluss an Michael Makropoulos, „nicht um die Objektivität einer Krise, sondern um die Frage, wer mit welchen Motiven welche Prozesse zu welchem Ende bringen will, also wer welche Offenheiten schließen will und warum.“ (Makropoulos 2013: 20; s. auch Roitman 2014) Diese Frage lässt sich durchaus als Auftrag an eine (kritische) anthropologische Forschung verstehen. Hier können vielörtige – *multi-sited* wie an verschiedenen Orten lokalisierte – ethnographische Studien ansetzen, um den Produktionen und Dynamiken sowie zugrundeliegenden Machtverhältnissen von Krisendiskursen, ihren politischen Effekten und Wirkweisen sowie der Verführungskraft der derzeit global autoritären Tendenzen nachzugehen.

Wir wollen hier jedoch einen anderen Weg nehmen. Denn uns beschäftigt ebenso sehr die Frage, wie angesichts von Krisen und Krisendiskursen utopisches Denken und Handeln, das Begehren nach sozialer Gerechtigkeit und einem *doing otherwise* aufrechterhalten werden können, ohne einem naiven Optimismus das Wort zu reden. Es geht uns insofern nicht um eine Ablösung der einen durch die andere Perspektive. Vielmehr schlagen wir vor, dass engagiertes und kritisches Denken und Forschen über eine (dekonstruktive) Kritik von Krisendiskursen bzw. eine Analytik bestehender Krisenverhältnisse und -politiken hinausweisen sollte. Eine Forschungshaltung, die bei der Beschreibung von Krisen im Sinne der analytischen Potentiale einer „dark anthropology“ (Ortner 2016) bzw. bei den Effekten von Krisenproklamationen stehenbleibt, scheint uns die Potenziale kulturanthropologisch ethnographischer Wissensproduktion zu übergehen, sich, auch und gerade als Anthropolog:in, für eine ‚bessere‘ Welt (im Hier und Jetzt) und ein solidarisch(er)es soziales Miteinander einzusetzen. Dieses Anliegen wurde in den letzten Jahrzehnten auch in zahlreichen Debatten etwa um eine *engaged, public* oder *collaborative anthropology* auch in deutschsprachigen Netzwerken nachhaltig artikuliert (Binder & Hess 2013; Dilger et al. 2025).

Unser Vorschlag steht auf den ersten Blick durchaus im Einklang mit der verstärkten Hinwendung der Anthropologie zu Fragen der Zukunft und der Zukunftsgestaltung. Es ist wohl nicht zufällig, dass gegenwärtig parallel zum – und nur teilweise verbunden (Kleist & Jansen 2016) mit dem – Krisendiskurs auch das *Prinzip Hoffnung* wieder aufgerufen wird. Neben der Kritik am Bestehenden, die sich ethnographisches Arbeiten in der Anthropologie schon seit langem zur Aufgabe gemacht und damit zum Verständnis von Krisen in ihren vielfältigen lokalen Situiertheiten und globalen Verflechtungen beigetragen hat (vgl. Beck & Knecht 2016; Ortner 2016), richtet sich der Blick seit einiger Zeit verstärkt auch auf zukunftsweisende Methoden, Imaginationen und Praktiken, die in der Gegenwart aufscheinen (Appadurai 2013; Kleist & Jansen 2016; Bryant & Knight 2019; Willow 2023).

Im Folgenden wollen wir beide Ansätze für die kulturanthropologisch verankerte ethnographische Forschung produktiv miteinander verweben. Im Wissen um die Dynamik gegenwärtiger Krisenszenarien und die Notwendigkeit einer kritischen (Krisen-)Analyse werden wir insbesondere diskutieren, wie all das sichtbar gemacht werden kann, was bereits in der Gegenwart auf ein *doing otherwise* verweist, und mögliche Orientierungen auf ein Zukünftiges genauer ausloten. Wir suchen dabei nach den Verbindungsstellen der zwei heuristischen Ansatzpunkte Krise und Utopie.

Das Prinzip Hoffnung und eine robuste Anthropologie der Zukunft

Für unser Anliegen halten wir es für sinnvoll, Sherry Ortners Argumente aus ihrem Aufsatz *Dark Anthropology and its Others: Theory since the Eighties* noch einmal Revue passieren zu lassen (Ortner 2016). In ihrer Auseinandersetzung mit der Entwicklung anthropologischer Wissensproduktion unter Bedingungen des Neoliberalismus identifiziert sie zunächst den Aufstieg eines anthropologischen Ansatzes, der, vor allem in den 1980er Jahren, die brutalen – eben krisenhaften – Dimensionen menschlicher Erfahrung und die strukturellen und historischen Bedingungen betont, unter denen diese Erfahrungen gemacht werden (ebd.: 49). Unter Bezug auf Marx und Foucault hätten sowohl theoretische Konzeptualisierungen als auch ethnografische Beobachtungen dazu tendiert, „to see the world almost entirely in terms of power, exploitation, and chronic pervasive inequality“ (ebd.: 50). Zwar seien auch in Ethnographien aus dieser Phase Verweise auf Momente der Hoffnung und auf Praktiken des Widerstands zu finden, doch in ihrem Kern böten sie vor allem Einblicke in die Funktionsweise von Macht, die Produktion von Ungleichheit, die Erfahrung von Unsicherheit und die Modi strafender Gouvernamentalität.

In kritischer Distanz zu diesem Vorgehen entstand im folgenden Jahrzehnt, so Ortner, eine Anthropologie des Guten, bei der Moral und Ethik, Formen wechselseitiger Fürsorge und die Suche nach Glück, die Kraft der Imagination sowie die Rolle von Affekten und Emotionen im Fokus standen. Ortner sieht hier nicht die Zukunft anthropologischer Forschung, sondern kritisiert diesen Perspektivwechsel, da er oft zum Ausblenden von Ungleichheitsverhältnissen und damit der größeren Zusammenhänge sozialer Ungleichheit geführt habe. Im letzten Teil ihres Beitrags schlägt Ortner daher einen dritten Weg vor: Unter der Überschrift *Resistance Redux* stellt sie Ethnographien vor, die beides – das ‚Dunkle‘ und das ‚Gute‘ – zusammenbringen (ebd.: 61–65). Die Welt sei zwar komplizierter und auch dunkler geworden, etwa weil die Versprechen der sozialen Bewegungen der 1960/70er Jahre verblasst seien, doch das Interesse der Anthropologie an unterschiedlichen Formen des Widerstands, an Kritik und Intervention sei gewachsen. Ausgehend von einem weiten Begriff des Widerstands, der vielfältige Formen (anthropologischen) Engagements mit politischen Fragen umfasst, verweist sie auf Ethnographien, die sich mit unterschiedlichen Formen kultureller Kritik auseinandersetzen, widerständige Praktiken untersuchen und Möglichkeiten aktivistischer und engagierter Anthropologie entwickeln. Doch vor allem streicht sie die veränderte Rolle von Ethnograph:innen heraus: Diese lieferten nicht länger nur dichte Beschreibungen sozialer Bewegungen, organisierten Protests oder alltäglicher Praktiken des Widerstehens, sondern seien selbst aktiv an den Bewegungen und Praktiken beteiligt, über die sie forschen und schreiben. Schließlich schlussfolgert sie, dass ein Ausbalancieren der beiden Perspektiven – auf das Dunkle und das Gute – nur möglich sei, wenn ein besseres Verständnis davon entwickelt werde, wie Veränderung überhaupt im Modus des Tuns möglich ist. An dieser Stelle macht sie sich Appadurais Unterscheidung unterschiedlicher Handlungsmaximen in eine

„ethics of probability“ (ebd.: 64) und eine „ethics of possibility“ (ebd.) zu eigen. Während eine Ethik des Wahrscheinlichen (*ethics of probability*), die auf etablierte Wissensbestände und Erfahrungen setzt, Veränderung eher verhindere, öffne eine Ethik des Möglichen (*ethics of possibility*) Wege hin zu gesellschaftlicher Transformation, indem sie Formen des Denkens, Fühlens und Handelns verpflichtet ist, die den Horizont für ein *doing otherwise* erweitern und damit Hoffnung Raum geben (Ortner 2016: 65; Appadurai 2013: 295). Eine Forschungshaltung, die an diesen Möglichkeitsräumen ansetzt, vermöge utopisches Denken zu stärken. Ortner schließt sich daher Appadurais Plädoyer an, eine robuste Anthropologie der Zukunft zu entwickeln. Dazu gehöre auch, dass Anthropolog:innen eine neue Rolle als Forscher:in übernehmen: „We need to commit ourselves to a partisan position, at least in one regard, and that is to be mediators, facilitators, and promoters of the ethics of possibility against the ethics of probability“ (Appadurai 2013: 299).

Diesen Rückgriff auf eine inzwischen zehn Jahre zurückliegende Analyse Ortners haben wir nicht nur vorgenommen, weil sie sehr anschaulich auf die Verstrickung von sozio-politischer Konstellation und anthropologischer Wissensproduktion aufmerksam macht und hilft, Krisenkonstellationen und -konjunkturen genealogisch zu kontextualisieren und strukturell einzubetten. Vielmehr trägt Ortners Dreischritt auch zu einem differenzierteren Verständnis von engagierter Forschung bei, da sie nicht bei einer dekonstruktivistischen Analytik stehen bleibt, sondern sie mit verschiedenen Praktiken und Weisen des Positionierens, Hoffens und Intervenierens verbindet.

Bewusst ist uns, dass sich in den letzten Jahren nicht nur die Qualität der Krisen(-diskurse) verändert, sondern auch der Erfahrungsschatz an unterschiedlichen Formen der Intervention, der Kollaboration und des forschenden Engagements beträchtlich gewachsen ist (z.B. Hauer et al. 2021; Niewöhner 2016; Bieler et al. 2021). Der Ruf nach einer *Public Anthropology* wurde lauter (Dilger et al. 2025) und die Forderungen nach einer postkolonialen, feministischen und queeren Kritik euro- wie androzentrischer Wissensproduktion wurden eindringlicher (Binder & Hess 2025; Binder et al. 2026; Abbass et al. 2025).

In diesem Zusammenhang fällt auf, dass in den letzten Jahren³ vermehrt auf Ernst Blochs Schrift *Das Prinzip Hoffnung* (1985) und sein Beharren auf dem transformativen Potential des „Noch Nicht“ (ebd.: 129 und passim) Bezug genommen wurde (z.B. Muñoz 2009; Bryant & Knight 2019; Chakkalakal et al. 2025). Vielleicht ist das angesichts der düsteren Zeitdiagnosen naheliegend. Wir sehen dahinter jedoch mehr als den Griff nach einem Strohalm, weshalb wir auch dieser Spur in aller Kürze nachgehen wollen, um sie zur weiteren Schärfung des Nachdenkens über utopisches Denken zu nutzen. Bloch – auch in der Diskussion mit Adorno (Adorno & Bloch 1975) – beschreibt Hoffen als die Fähigkeit, seine Gedanken „über den gewordenen Tag hinaus“ voraneilen zu lassen (Bloch 1973: 9). Diese Fähigkeit erlaube es, in kritische Distanz zur aktuellen Situation zu gehen und diese in Frage zu stellen. Dem Hoffen liegt, so Bloch, das eindringliche Gefühl zugrunde, dass „etwas fehlt“ (Adorno & Bloch 1975: 58 und 74) und dass die Gegenwart nicht genug ist. Dieses Gefühl des Ungenügens kann dann zur Antriebskraft für eine auf Veränderung zielende Praxis werden. Zugleich betonen Adorno und Bloch, dass das Utopische letztlich unbestimmt bleiben muss und nur in der Kritik am Gegebenen bestehen kann: „in der bestimmten Negation dessen, was bloß ist, und das dadurch, daß es sich als ein Falsches konkretisiert, immer zugleich

³ Lange bevor in der aktuellen Debatte Bloch wieder entdeckt wurde, wurde das Thema Utopie in Anschluss an Bloch von der Zeitschrift *Kuckuck* des Grazer Instituts für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie aufgegriffen: Utopie, *Kuckuck* 6/2, 1991.

hinweist auf das, was sein soll“ (Adorno & Bloch 1975: 70). Eine letztendliche Konkretisierung kann schon deshalb nicht gelingen, weil das *Noch Nicht* an Spuren in Gegenwart und Vergangenheit anknüpft und zugleich an die gegenwärtigen Möglichkeiten des Imaginierens, Wünschens und Begehrens gebunden bleibt. Utopisches Denken und Hoffen bilden daher nur eine gute Leitplanke für gegenwärtiges Handeln, insofern die Vorstellungen der Zukunft nicht bis ins Detail konkretisiert, sondern vor allem als Begehren nach Veränderung wirksam gemacht werden. Doch, darauf machen die Anthropolog:innen Rebecca Bryant und Daniel Knight aufmerksam, Bloch beharrt auch darauf, dass die Potenzialität des Hoffens immer nur in Teilen realisiert werden kann, ihm insofern immer auch ein Moment der Enttäuschung oder gar des Scheiterns innewohnt, aus dem sich die Zukunftsorientierung im Sinne einer unbestimmten Zielrichtung speist (Bryant & Knight 2019: 138–139, 142–143). Aus dieser Perspektive kommt Hoffnung weder einer naiven Zuversicht gleich, noch bietet sie Sicherheit. Vielmehr fordert sie dazu heraus, mit Offenheit umzugehen und den permanenten Erprobungszustand auszuhalten – auch als Forscher:in. Utopisches Denken und Handeln ist mit Risiko behaftet.

Um diese Überlegungen für die Kulturanthropologie noch produktiver zu machen, bedarf es jedoch einer stärkeren praxeologischen Verankerung. Wie das aussehen könnte, zeigen die Anthropolog:innen Nauja Kleist und Steff Jansen (2016). Sie arbeiten eine weitere Dimension kulturanthropologischen Nachdenkens, Konzipierens und Schaffens von Hoffnung und Zukunft inmitten dominierender Krisennarrative und düsterer Stimmungslagen heraus, wenn sie Hoffnung bzw. das Hoffnungsvoll-Sein (*hopefulness*) als Kapazität beschreiben, Hoffnung zu machen und zu entwickeln. Sie konturieren Hoffnung damit unter Rückgriff auf praxeologische, affekttheoretische und strukturelle Analytik als ethnographische Kategorie und argumentieren, dass „the actual work of hope“ (ebd.: 374) in unterschiedliche Dynamiken eingebettet ist: Zum einen ist diese Arbeit gebunden an geopolitisch und zeiträumlich ungleiche Ausgangslagen, die eine „unequal capacity to aspire“ (ebd.: 382) mit sich bringen. Mit Ghassan Hage sehen sie zudem einen neoliberalen, gouvernementalen Zugriff und Zwang, sich als hoffnungsvolles Subjekt resilient gegen die Krisen der Welt zu machen. Zum anderen folgen sie stringent ihrer praxeologischen Perspektivierung und der damit verbundenen Leitfrage, „how do people hope [differently]“ (ebd.: 380). Sie verweisen damit auf den Prozesscharakter, das Herstellen von Hoffnung und die damit einhergehende Notwendigkeit zur Aushandlung sowie die affektiven und materiellen Dimensionen des Hoffnungsvoll-Seins – wobei auch die Verweigerung zu hoffen als sinngebende Praxis zu verstehen ist. Anhand mehrerer in der von ihnen herausgegebenen Ausgabe der Zeitschrift *History and Anthropology* veröffentlichten Forschungen zu unterschiedlichen Krisenszenarien und -politiken betonen sie die Notwendigkeit des Vorhandenseins von „hopeful spaces“ (ebd.: 384) und fragen, wie diese in materieller wie auch affektiver Hinsicht gestaltet sein müssen, um voll Hoffnung zu sein und Zukunft-Machen zu ermöglichen.

Ihre praxeologische Perspektivierung macht Hoffnung nicht nur als Objekt ethnographischer Forschung zugänglich, sondern liefert auch Hinweise auf hoffnungsstiftende Forschungspraktiken und -haltungen selbst – oder, wie es Ghassan Hage in derselben Ausgabe der Zeitschrift formuliert, auf eine „politics of co-hoping“ (Hage 2016: 467; Kleist & Jansen 2016: 388). Ganz im Sinne von Sherry Ortner verstehen Kleist und Jansen sowie ihre Ko-Autor:innen kulturanthropologische Wissensproduktion mit ihrer Perspektive auf Handlungsfähigkeit von Subjekten, auf Widerständigkeit und einer *ethics of activism* selbst bereits als eine „hope-affirming form of knowledge production“ (Kleist & Jansen: 379). Angesichts

der Krisenhaftigkeit der Zeit(-diagnose) schlagen sie vor, Hoffnung selbst zur Methode der Wissensproduktion zu machen (ebd.).

Ein solcher Vorschlag überzeugt umso mehr, als es heute – anders als zur Zeit von Bloch und Adorno – nicht mehr darum gehen kann, ‚für andere‘ zu sprechen oder bei abstrakten Überlegungen stehenzubleiben. Ethnographisches Forschen, das sich in spezifischer Weise auf sein Gegenüber und den jeweiligen situierten Forschungskontext einlässt, bewegt sich notwendig immer in einem offenen Prozess, der mit dem Risiko einhergeht, weder Verlauf noch Ergebnis zu kennen. Es geht also nicht nur um das Risiko des Hoffens, sondern auch um die Bereitschaft als Forscher:in ein Risiko einzugehen. Die Kulturanthropologin Elizabeth Povinelli beschreibt das so: „The truth teller must be willing to put herself at risk before she is able to create a new world in which she can securely exist“ (Povinelli 2012: 459). Neugier wird hiermit neben Reflexivität zu einem treibenden Leitmotiv ethnographischer Forschung. Grundsätzlich bedarf Forschen zunächst, so schreibt Donna Haraway, der Fähigkeit,

„andere auf aktive Art und Weise interessant zu finden, selbst – oder speziell – andere, über die die meisten Leute behaupten, schon alles zu wissen; die Fähigkeit, Fragen zu stellen, die der Gesprächspartner wirklich interessant findet, und die wilde Tugend der Neugier zu kultivieren. Die eigene Wahrnehmungsfähigkeit und Responsabilität müssen neu kalibriert werden – und all das muss mit großer Höflichkeit passieren!“ (Haraway 2018: 176).

Das bedeutet in einem ersten Schritt, das eigene Denken jenseits von etablierten Wahrnehmungs- und Sichtweisen, gängigen Interpretationen und vorgefertigten Begrifflichkeiten zu führen, kurz, es geht in den Worten von Hannah Arendt darum, „unsere Einbildungskraft im Wandern“ zu üben (Arendt, zitiert nach Haraway 2018: 175). Neben Hannah Arendt bezieht sich Haraway auf die Wissenschaftshistorikerin und Philosophin Vincaine Despret, wenn sie fordert, das Bewusstsein dafür wach zu halten, dass

„es Überraschungen geben könnte, dass gleich etwas *Interessantes* passieren könnte; aber eben nur, wenn man die Tugend kultiviert, diejenigen, die man besucht, intra-aktiv die Situation mitgestalten zu lassen. Sie sind nicht diejenigen/dasjenige, was wir geglaubt hatten zu besuchen, und wir sind ebenfalls nicht diejenigen/dasjenige, was sie erwartet hatten. Ein Besuch ist ein subjekt- und objektherstellender Tanz und der Choreograf ist ein Trickster.“ (Haraway 2018: 176, Hervorh. im Original).

Die gegenwärtige Situation zwingt jedoch, über diese grundlegenden Tugenden (ethnographischen) Forschens hinaus- und weitergehend danach zu fragen, wie wir inmitten gewaltförmiger Konstellationen, Zerstörungen und diskursiver Verwerfungen sowie angesichts eigener widersprüchlicher Verstrickungen in diese Verhältnisse als engagierte Anthropolog:innen überhaupt noch ins Sprechen und Handeln finden. Wie und wo können wir Flagge zeigen und den in Starre versetzenden Effekten der gegenwärtigen Abwertung, Verfolgung und Einschüchterung kritischer Forschung widerstehen? Dafür, so werden wir im Folgenden argumentieren, bedarf es – neben Mut – auch eines veränderten Selbstverständnisses und veränderter wissenschaftlicher Praktiken, wie sie in den letzten Jahren angestoßen von Gisela Welz und Hansjörg Dilger im DFG-Netzwerk *Public Anthropology* von Kolleg:innen

aus der Sozial- und Kulturanthropologie sowie der Europäischen Ethnologie und Empirischen Kulturwissenschaft in zahlreichen Workshops produktiv diskutiert wurden.⁴

Von Trickstern, Choreograph:innen, Partisan:innen und der Ko-Kreation von hoffnungsvollen Räumen

Bereits in früheren Texten haben wir gemeinsam darüber nachgedacht, wie eine anthropologische Wissensproduktion praktiziert werden könnte, die im Sinne des Prinzips Hoffnung „situativ immer wieder Stellung bezieht und dazu beiträgt, auf die Veränderungen der Verhältnisse in Richtung Emanzipation und soziale Gerechtigkeit hinzuwirken“ (Binder & Hess 2013: 49). Insbesondere im Rahmen unseres Engagements in der Kommission Geschlechterforschung und queere Anthropologie der DGEKW (damals noch Kommission Frauen- und Geschlechterforschung) haben wir versucht, ein breites, mehr als menschliche Umwelten einbeziehendes Verständnis von Für_Sorge als Praxis und Politik zu entwickeln – geleitet von der Frage, die heute so aktuell ist wie vor 10 Jahren: „Wie könnte eine Welt aussehen, in der die Vorstellung, dass jedes Lebewesen auf Für_Sorge angewiesen ist, selbstverständliche Grundlage unseres Miteinanders und Handelns wäre?“ (Binder & Hess 2019: 9). Mit dem Begriff *care* haben wir dabei auch Praktiken und Visionen eines Sozialen diskutiert, die damals vor allem unter dem Druck der neoliberalen Ökonomisierungs- und Verwertungslogik sowie der deutlich sichtbar werdenden Effekte neoliberaler Austeritätspolitik bereits angewiesen waren auf Solidarität und ein *commoning* über differente Positionierungen hinweg. Mit diesen Debatten formierten sich die zentralen Einsichten feministischer, entkolonialisierender und antirassistischer Politiken auch als intersektionale, differenzkritische Perspektive in den Sozial- und Kulturwissenschaften.

In den letzten Jahren mussten wir jedoch zunehmend beobachten, wie die Gender Studies und gendertheoretische Ansätze in allen Disziplinen ins Visier von antifeministischen Strömungen und Diskursen rückten (Dietze & Roth 2020) und gleichzeitig ein Rück- und Abbau von Rechten auf Gleichheit, Unversehrtheit und sexuelle Selbstbestimmung europaweit an Fahrt aufnahm (Binder et al. 2023). Im selben Zug wurden auch die Kooptation und Instrumentalisierung einer Sprache von Geschlecht, Sexualität, Gleichberechtigung und des Schutzes vor Gewalt immer offensichtlicher, wenn etwa Gewaltschutzargumente Anti-Migrationsnarrative maßgeblich stützen (Hess & Gutekunst 2023). Diese Entwicklung macht ein Argumentieren in diesen Feldern komplizierter und verlangt danach, nicht nur genau hinzusehen und Positionierungen und Solidaritäten komplexer, situativer, brüchiger zu denken, sondern sie auch selbst im Prozess der Wissensproduktion überlegter zu praktizieren.

Auch unsere eigene wissenschaftliche Praxis haben wir mit Puig de la Bellacasa als *Matters of Care* (2017) verstanden und sprachen zärtlich von „fürsorgender Verantwortung“, die wir zum „Ausgangspunkt unserer forschenden Erkundungen von Welt“ machen wollten (Binder & Hess 2019: 19). Dies galt nicht nur in Bezug auf ein Nachdenken und Neujustieren eigener forschender Praxis, sondern auch in Hinblick auf die eigene Wissensproduktion und -zirkulation in Lehre, Nachwuchsförderung und Wissenschaftskommunikation. Im Einklang mit kulturanthropologisch-queer-feministischen und migrationswissenschaftlichen Debatten zur *engaged anthropology* der letzten zwei Jahrzehnte haben wir dabei nicht nur angefangen, unsere eigenen Arbeitsverhältnisse einer *fast science* stärker zu reflektieren, son-

⁴ <https://anthro-publics.de>.

dern vor allem Praktiken des Widerstands und der Solidarisierung mit in unsere wissenschaftlichen Diskussionen und Praktiken hereinzuholen – und zwar auf den bereits genannten zwei Ebenen: Zum einen im Rahmen des innerwissenschaftlichen Austauschs in Lern- und Lehrbeziehungen, zum anderen hinsichtlich der Beziehungen zu unseren Kooperationspartner:innen im Forschungsprozess sowie von Interaktionen im Kontext kollaborativer Forschungssettings. Dadurch veränderte sich sowohl der Modus wissenschaftlicher Wissensproduktion, als auch Status sowie Formate von ko-produziertem Wissen wie auch unsere Rolle als Wissenschaftler:innen. Wir begannen, unsere eigenen Erfahrungen gewissermaßen als die von Partisaninnen in der eigenen Institution zu denken und zu beschreiben, wobei wir – anders als die historischen Erfahrungen verschiedener Partisan:innen-Gruppen – durchaus auf unterstützende Umwelten trafen.

Um diese Veränderungen konzeptuell zu fassen, bietet es sich an, auf die Figuren zurückzugreifen, die in feministischen Diskussionen zu engagierter Forschung immer wieder als gewissermaßen vorbildhaft für eine veränderte – reflexive und hierarchieärmere – wissenschaftliche Praxis auf die Bühne geholt werden. Bereits in dem weiter oben zitierten Ausschnitt aus Donna Haraways Überlegungen zu einer Anthropologie im Anthropozän (Haraway 2018) werden zwei dieser metaphorischen Figuren mobilisiert: Trickster und Choreograph:in. Mit der Figur des Tricksters wird eine Figur herangezogen, die, so Kamala Visweswaran, den Raum zwischen Engagement und Reflexion besetzt, im Modus des Angebotemachenden ‚als ob‘ spricht, wenn sie Interpretationen vorschlägt, und sich der Möglichkeit des eigenen Scheiterns bewusst ist. Der Trickster, so Visweswaran „trips‘ on, but is not tripped up by, the seduction of a feminism that promises what it will never deliver: full representation on the one hand, and full comprehension on the other“ (Visweswaran 2003: 100). Marion Hamm spricht in diesem Kontext von „reflexiver Hybridisierung“ und bezeichnet damit „das Oszillieren zwischen dem Sich-Einlassen auf das Feld und dem distanzierten Beobachten (...), was sich in jeder Forschungssituation in unterschiedlicher Weise konkretisiert“ (Hamm 2013: 67).

Für unseren Zusammenhang heißt als Choreograph:in – oder Kurator:in⁵ – zu handeln, als Anthropolog:in aktiv für die Herstellung von Räumen des Austauschs und damit auch des Hoffnung- wie Zukunft-Machens Sorge zu tragen. Auf diese Weise können Prozesse der Wissensproduktion zu partizipativen Momenten präfigurativer Praxis und als Möglichkeiten eines *Noch Nicht* für alle Beteiligten erfahrbar werden. Dass dies in zunehmend feindlichen Umwelten auch dazu führt, in die Rolle einer Partisan:in zu schlüpfen, scheint unvermeidbar. Wir werden im Folgenden beiden Strängen – dem Bauen solidarischer Räume und der Praxis kollaborativen Forschens – und der veränderten Rolle als Forscher:in noch genauer nachgehen und jeweils deren Potentiale für ein Denken, Forschen und Handeln über die Krise hinaus ausloten.

⁵ An anderer Stelle (Binder & Hess 2025) sprechen wir vom Kuratieren und machen uns damit einen in der Museums- und Ausstellungspraxis etablierten Begriff zu eigen. Die Figur der Choreograph:in steht eher im Kontext von Ballett, Tanzen und Performance und damit für eine noch aktivere Rolle: sie entwirft selbst, während ein:e Kurator:in eher verschiedene vorhandene Elemente neu zusammenfügt.

Hoffnungsvolle, dialogische, solidarische Räume bauen

Ein erstes Beispiel dafür, solche gemeinsamen Räume des offenen Nachdenkens zu schaffen, ist die Umgestaltung des Formats Tagung. So haben wir vor allem im Rahmen der Kommission Geschlechterforschung und queere Anthropologie den Duktus und das mehrfach hierarchische Setting von wissenschaftlichen Konferenzen aufgebrochen und mit dialogischeren, interaktiven und offenen Formaten experimentiert – auch um anderen Stimmen, Perspektiven und Subjektivitäten Raum zu geben. So wurden beispielsweise Aktive aus dem Kultur- und Kunstbetrieb sowie aus sozialen Bewegungen als Mitdiskutierende eingeladen und kollaborative Formate wie Fish Bowls, World-Cafés und Assemblies organisiert. Damit konnten akademische Räume zugänglicher und durchlässiger werden und Experimentierfelder eines anderen Sozialen im Namen wissenschaftlicher Diskussion entstehen. Gerade unter den Vorzeichen rechtsautoritärer Angriffe auf viele unserer Untersuchungsfelder kann sich daraus nicht nur für Aktivist:innen und andere Involvierte aus diesen Kontexten ein immer wichtiger werdender schützender Zusammenhang bilden, sondern auch für Wissenschaft im Zeichen derartiger Angriffe ein solidarischer Kontext entstehen. Auf diese Weise ließen sich im Kleinen Visionen eines gemeinsamen Nachdenkens und Suchens nach Handlungsoptionen praktizieren, von denen beide Seiten profitieren können. Das Choreographieren und Kuratieren solcher Räume steht im Einklang mit Praktiken, die seit Beginn der akademischen Frauen- und Geschlechterforschung gesucht und erprobt wurden, um dem hierarchischen und extraktivistischen Charakter ethnographischer bzw. generell empirischer Forschung entgegenzuwirken (vgl. Mies 1984).

Auch in der Lehre können solche Formate dazu beitragen, dass Hochschulen auch weiterhin als „critical hubs for the development of new ideas, perspectives, and innovations“ dienen können (Ilcan et al. 2025: 409). Ilcan, Ensari und Gonzalez Balyk (2025) argumentieren vor dem Hintergrund der aktuellen Entwicklungen in den USA, die gegenwärtig ein erschreckendes Beispiel dafür liefern, wie schnell und grundsätzlich Wissenschaftsfreiheit untergraben werden kann, dass gerade der Seminarkontext und Lehre neu bewertet werden müssten als geschützte Räume eines demokratischen Austauschs und der Heilung von Erlebnissen eines immer stärker verrohenden Außerhalb.

Wir sind uns bewusst, dass solche Versuche innerhalb der Institution Universität und dort teilweise im Widerspruch zu etablierten Strukturen und Hierarchien stattfinden, angefangen von der unterschiedlich verteilten Verantwortung für (die Bewertung von) Studienleistungen bis hin zu unterschiedlichen Graden der Prekarität. Doch trotz dieser strukturellen Bedingungen haben wir wie viele andere auch in den letzten Jahren im Rahmen von Lehre und Nachwuchsförderung mit Formaten experimentiert, in denen jenseits von lern- und leistungsorientierten Zielsetzungen vielfältige Kompetenzen wie auch soziale Belange Raum finden. Ein besonders eindrückliches Beispiel sind die an verschiedenen Instituten der Empirischen Kulturwissenschaft und Europäischen Ethnologie seit langem etablierten Lehrforschungsprojekte, bei denen das kollektive Forschen, Lernen und Veröffentlichen im Zentrum steht. Zwar haben sich mit dem Bolognaprozess wie auch aufgrund der prekärer werdenden Lebenssituation vieler Student:innen die Bedingungen für die Umsetzung von Forschendem Lernen verschlechtert. Aber noch immer stehen mit ihnen wichtige Räume für kollektives Lernen und eine gemeinsame Auseinandersetzung mit aktuellen Themen, methodischen und epistemologischen Problemstellungen und ethisch-rechtlichen Fragen der Feldforschung zur Verfügung (Welz 2025). Gute Erfahrungen haben wir auch mit sogenann-

ten Laboren gemacht, in denen Personen unterschiedlicher Hierarchieebenen zusammenarbeiten, kollaborativ Wissen entstehen lassen und Verantwortung übernehmen können – oft jenseits von Studienordnungslogiken. Als Hochschullehrer:innen sehen wir unsere Aufgabe darin, dass solche Räume von einer Ethik der wechselseitigen Für_Sorge und Anerkennung sowie von einem Geist des reparativen Lesens und Diskutierens (Sedgwick 2003) getragen werden. Das bedeutet auch, dass Diskussionen fehlerfreundlich (vgl. Goel 2020) und anerkennend verlaufen – was im Übrigen generell für alle Lehrveranstaltungsformen gilt. Auch das meint die Rolle einer Choreograph:in zu übernehmen. Allerdings sind solche offenen Lehr- und Lernräume mittlerweile auch dadurch in Gefahr, dass Studierende selbst Andersdenkende angreifen und damit zur allgemeinen Verunsicherung beitragen, was wie und wo noch gesagt werden ‚darf‘, oder ‚unerwünschte‘ Aussagen sogar zum Gegenstand von *hate-speech*-Kampagnen machen (vgl. Ilcan et al. 2025). Die Anforderungen an die Moderation steigen somit, zum einen um offene und faire Auseinandersetzungen zu ermöglichen, in denen auch divergierende Meinungen gehört werden. Diskussionen sollten grundsätzlich dem Anspruch an Wissenschaftsfreiheit im Sinne einer informierten Meinungsäußerung und Diskussion gerecht werden, die in unterschiedliche Reviewformate sowie der Widerlegung eingebunden sind (Ilcan et al. 2025: 402). Zum anderen geht es auch darum, für unterschiedliche Vulnerabilitäten zu sensibilisieren und Seminarräume ‚sicher‘ vor Instrumentalisierungen, Diffamierungen, ‚Spitzelwesen‘ und Schmutzkampagnen zu halten.

Um der Rolle von Choreograph:innen gerecht zu werden, ist es sinnvoll und notwendig, innerhalb der eigenen wie über Institutionen hinweg Netzwerke zu unterhalten und Lehrerfahrungen wie auch Wissen um Möglichkeiten des Widerstands auszutauschen.⁶ Auch als Hochschullehrer:innen geht es darum, nicht nur für die Inhalte, sondern auch für das Soziale Verantwortung zu übernehmen und damit die Universität in ihrer Bedeutung für ein demokratisches Gemeinwesen anzuerkennen und zu stärken. In diesem Sinn schlägt die Anthropologin Eve Darian-Smith vor, Wissenschaftsfreiheit als soziale Verpflichtung gegenüber der gesamten Gesellschaft zu verstehen, und unterstreicht damit „that attacks on scholars are not just a matter of concern for those working and learning within the academy“ (Darian-Smith 2025: 601). Auch solche Anstrengungen im universitären Kontext sehen wir als wichtigen Beitrag, um im Sinne von mehr sozialer Gerechtigkeit ein *doing otherwise* bereits im Hier und Jetzt zu verwirklichen.

Kollaborieren – Kuratieren

Ebenso wichtig – auch darauf haben wir in einem kürzlich gemeinsam publizierten Text bereits hingewiesen – sind unsere Erfahrungen im Kontext von Forschungsprojekten (Binder & Hess 2025). In unseren jeweiligen Themenfeldern haben wir in den letzten Jahren verstärkt versucht, Forschungs- und Arbeitszusammenhänge als Situationen gemeinsamer Wissensproduktion auszugestalten, so dass die unterschiedlichen Wissensbestände, die hier zusam-

⁶ Wie es beispielsweise im Rahmen der DGEKW seit einem Jahr im Kontext des Projekts „Resilienzstrukturen für demokratische Wissenschaft“ (<https://dgek.de/dgv/resilienzstrukturen-und-strategien/>), des interdisziplinären Netzwerks „Allianz für kritische und solidarische Wissenschaft (Krisol)“ (<https://krisol-wissenschaft.org>) oder im Rahmen der „Jungen Akademie“ im Projektzusammenhang „Antidemokratischen Agitationen entgegentreten“ (<https://www.diejungeakademie.de/de/projekte/antidemokratischen-agitationen-entgegentreten>) geschieht.

menkommen, gleichermaßen Anerkennung und Raum finden können. In Forschungskontexten mit sozialen Bewegungen und aktivistischen Expert:innen ist besonders deutlich, dass es nicht mehr, wie es noch die klassische engagierte Kulturanthropologie im Modus des *activist research* annahm, um ein *speaking for* marginalisierte Gruppen gehen kann (Low & Merry 2010: S204–S206). Das gilt insbesondere für Kooperationen im Kontext von an den Rand gedrängten und unbeachteten Politik- und Forschungsfeldern, in denen aktivistische Gruppen Themen und Probleme schon lange bearbeiten, bevor diese in akademischen Kontexten aufgegriffen werden. Nicht ein vermeintliches Mehr an Wissen oder unsere theoretischen und reflexiven Kompetenzen, sondern vielmehr unsere methodisch-didaktische Expertise im gemeinsamen konzeptuellen Arbeiten (vgl. Holmes & Marcus 2008) sehen wir als das Wichtigste an, das wir als kritische Wissenschaftler:innen in diese Erfahrungskontexte einbringen können: „Unsere Aufgabe war/wurde es“, so reflektieren wir unsere veränderten Rollen und Funktionen als Wissenschaftlerinnen, „ganz im Sinne von Mary Louise Pratt, ‚contact zones‘ (1991) herzustellen, zu vermitteln, zu moderieren und in den kollaborativen Settings etwas (analytisch wie infrastrukturell) Neues zu kreieren“ (Binder & Hess 2025: 185). Wir haben in diesem Zusammenhang von „Para-Sites des Zuhörens und der Ko-Artikulation“ (ebd.) gesprochen, die wir in Erweiterung konstruktivistischer Feldkonzeptionen in unseren Forschungsprojekten mitkreierten. Damit ermöglichten wir ein ko-laboratives Arbeiten an Erkenntnis und Reflexion, das einem gemeinsamen Bauen von Räumen und Infrastrukturen der Stärkung und Solidarisierung nahe- oder sogar gleichkam.

Konkret ging es darum, Orte der Versammlung als Para-Sites der Forschung zu gestalten und/oder langfristig nutzbare Archive anzulegen, in denen die gemeinsame Forschung hinterlegt werden kann. Dies war auch davon motiviert, Infrastrukturen zu bauen, die über die zeitlich begrenzte Förderdauer von Forschungsprojekten Bestand haben und die für eine allgemeine Nutzung zur Verfügung stehen können. Dabei mussten wir immer wieder feststellen, dass derartige Anliegen sehr schnell institutionellen Praktiken und Förderlogiken widersprechen und sich mit vorgegebenen Verfahren und Abläufen reiben. Zwar stehen in Universitäten Möglichkeiten der Archivierung und langfristigen Dokumentation bereit, doch deren Mitgestaltung durch außer-universitäre Personen ist nur schwer möglich, da bislang keine Praktiken und Verfahren der *co-ownership* entwickelt wurden. Auch finanzielle Ressourcen wie auch Verwaltungsexpertise stehen kaum oder gar nicht für auf Dauer angelegte Projekte zur Verfügung.

Auch wenn unser Tun als Kurator:innen und/oder Choreograph:innen dazu beitrug, zwischen sehr unterschiedlich positionierten Akteur:innen Begegnungen und Multi-loge im Sinne eines vielstimmigen Austauschs zu stiften, die zuvor nicht oder kaum zustande gekommen waren, bedeutet das nicht, dass dies ohne Reibungen und Konflikte geschah. Wie Friederike Faust, Todd Sekuler und Beate Binder in ihrer Reflexion über die Kollaboration mit Aktivist:innen zeigen, treffen in solchen Konstellationen unterschiedliche Rationalitäten, Zeit- und Argumentationslogiken aufeinander, die nicht ohne weiteres auflösbar sind. Im Gegensatz zu akademischem Argumentieren zielt aktivistisches Handeln auf konkrete Möglichkeiten der Intervention, bedarf dafür oft „handfester“ oder „knallharter“ Argumente, am besten mit Zahlen unterlegt (Faust et al. 2021: 26–27). Trotz solcher Widersprüche und Spannungsverhältnisse profitieren solche Formate der Zusammenarbeit als Versammlung von sich widersprechenden Erfahrungen und Überzeugungen, Erfahrungshintergründen und Verletzbarkeiten. Sie machen es nicht zuletzt möglich, das eigene Tun und die eigene Position zu hinterfragen und öffnen damit neue Möglichkeiten, Zukunftsvorstellungen zu rekalibrieren oder überhaupt zu formulieren.

Über solche eher punktuellen Kollaborationen gehen Forschungsk Kooperationen hinaus, bei denen der gesamte Forschungsprozess, angefangen von der Fragestellung bis hin zur Präsentation von Ergebnissen gemeinsam erarbeitet wird. Diese Praxis des kollaborativen Forschens wurde bereits in unterschiedlichen Konstellationen erprobt und beschrieben, wir können an dieser Stelle nur darauf verweisen. Deutlich ist, dass auch solches Zusammenarbeiten durch Reibungen begleitet wird, auch solchen, die durch die Regularien von Forschungsförderung und den darin eingelagerten Zeitregimen entstehen (Binder & Hess 2025; Abass et al. 2025). Allen diesen Formen der Zusammenarbeit ist gemeinsam, dass Wissenschaftler:innen durch dieses intensive Engagement mit ihrem eigenen Zeitbudget an ihre Grenzen kommen. Zugleich findet gerade in solchen Arbeitszusammenhängen das eigene Begehren nach einem *doing otherwise* ein bereicherndes Aktionsfeld.

Ethnographie des Utopischen – oder Denken jenseits der Krise

In den letzten beiden Abschnitten haben wir einige der – eher taktischen als strategischen – Möglichkeiten aufgezeigt, wie engagierte und an unterschiedliche Öffentlichkeiten gerichtete Anthropologie dazu beitragen kann, Möglichkeitsräume zu weiten, in denen unterschiedliche Erfahrungen und hoffnungsvolle Visionen nicht nur Raum haben, sondern sich entfalten und erprobt werden können. Dies ist nicht ohne Reibungen und Konflikte zu haben. Angesichts der Verengung von Subjektpositionen und Zukunftsvisionen im Sinne autoritär-völkischer Projekte und des realen Kleiner-Werdens von demokratischen Räumen des zivilen Engagements wie des kritischen Diskurses stimmen uns die Erfahrungen aus den letzten zwei Jahrzehnten eines Nachdenkens und Experimentierens mit engagierter, intervenierender und Räume-öffnender Forschungs- und Wissenspraxis dennoch hoffnungsvoll. Wir können auf (*best/worse*) Praxiserfahrungen zurückgreifen und erste, zarte Netzwerke und Verbindungen sind gelegt, deren weitere Stärkung in den nächsten Jahren unser vorrangiges Ziel sein sollte. Vielleicht erfährt auch unsere zentrale wissenschaftliche Praxis – das Schreiben – angesichts von Sprechverboten und Einschüchterungen einschließlich ihrer chilling effects, eine neue Bedeutung. Schreiben bietet Raum, kritische Analyse von gegenwärtigen Krisensituationen mit dem Aufzeigen von Möglichkeitsräumen und utopischem Denken und Handeln dicht zu verweben. Zugleich stellt auch Schreiben selbst einen Möglichkeitsraum dar, um jenseits etablierter Genres wie dem wissenschaftlichen Aufsatz und der Monographie andere – für viele anschlussfähige und offene – Formen zu erproben. Mit dem Überschreiten des Kanons öffnen sich auch die Grenzen der Sichtbarkeit und weiten sich die Resonanzräume für ethnographische Forschung (Narayan 2012; Pandian & Maclean 2017; Dix et al. 2019; McGranahan 2020).

In der aktuellen bedrohlichen Situation kann es gut sein, dass wir bald selbst auf solidarische Netzwerke und Unterstützung von außerhalb der Hochschulen angewiesen sind. Auch deshalb sollte es uns verstärkt darum gehen, Räume offen zu halten und/oder neue zu bauen, die einladen und zum kritischen Austausch versammeln, die aus der Vereinzelung herausführen und Rückhalt über differente Erfahrungen und Vulnerabilitäten hinaus versprechen. Dies käme einer weiteren Verschiebung unserer akademischen Rolle gleich: Von der Forschenden, über die Kurator:in und Choreograph:in hin zur Partisanin, die die universitären Strukturen, Kompetenzen und Möglichkeiten nutzt, um hoffnungsvolle Visionen von Zukunft zu ko-kreieren. Dass wir dafür mehr und womöglich noch kreativere Praxen benötigen, mag sein. Wir hoffen, zumindest einige Denkanstöße geliefert zu haben, um nicht selbst in der Krise stecken zu bleiben, sondern darüber hinauszudenken.

Literatur

- Abbass, Amal, Hansjörg Dilger, Kristina Mashimi, Stephen Muthusi Katembu & Primerose Lucy Maposa (2025): Kokreation und Ko(l)laboration: Denkanstöße für dekoloniales Zusammenarbeiten in universitären Lehr- und Forschungsprojekten. In: Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder & Thomas K. Kirsch (Hgs.): *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*. Weinheim: Campus, 195–212. DOI: [10.12907/978-3-593-45943-1_012](https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1_012).
- Adam, Jens & Sabine Hess (2024): Grenzregime und Autoritäre Transformation. In: Antje Röder & Darius Zifonun (Hgs.): *Handbuch Migrationssoziologie*. Wiesbaden: Springer VS, 1–27. DOI: [10.1007/978-3-658-20773-1_20-1](https://doi.org/10.1007/978-3-658-20773-1_20-1).
- Adorno, Theodor W. & Ernst Bloch (1975): Etwas fehlt ... über die Widersprüche der utopischen Sehnsucht. Ein Gespräch mit Theodor W. Adorno und Ernst Bloch, Gesprächsleiter: Horst Krüger (1964). In: Rainer Traub & Harald Wieser (Hgs.): *Gespräche mit Ernst Bloch*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 58–77.
- Allen, Lori, & Heidi Mogstad (2025): Introduction: Naming the Unfathomable. In: *Public Anthropologist* 7/2, 137-146. DOI: [10.1163/25891715-07020002](https://doi.org/10.1163/25891715-07020002).
- Appadurai, Arjun (2013): *The Future as Cultural Fact: Essays on the Global Condition*. London u.a.: Verso.
- Beck, Stefan & Michi Knecht (2016): „Crisis“ in Social Anthropology. Rethinking a Missing Concept. In: Andreas Schwarz, Matthew W. Seeger & Claudia Auer (Hgs.): *The Handbook of International Crisis Communication Research*. Chichester, Malden: Wiley Blackwell, 56-65. DOI: [10.1002/9781118516812.ch6](https://doi.org/10.1002/9781118516812.ch6).
- Bieler, Patrick, Milena Bister & Christine Schmid (2021): Formate des Ko-Laborierens: Geteilte epistemische Arbeit als katalytische Praxis. In: *Berliner Blätter* 83, 87–105, <http://www.berliner-blaetter.de/index.php/blaetter/article/view/1094>.
- Binder, Beate & Sabine Hess (2013): Eingreifen, kritisieren, verändern. Genealogien engagierter Forschung in Kulturanthropologie und Geschlechterforschung. In: Beate Binder, Friedrich von Bose, Katrin Ebell, Sabine Hess & Annika Keinz (Hgs.): *Eingreifen, kritisieren, verändern!? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 22–54.
- Binder, Beate & Sabine Hess (2019): Politiken der Für_Sorge – Für_Sorge als Politik: Einige einleitende Überlegungen. In: Beate Binder, Christine Bischoff, Cordula Endter, Sabine Hess, Sabine Kienitz & Sven Bergmann (Hgs.): *Care: Praktiken und Politiken der Fürsorge*. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich, 9–32.
- Binder, Beate & Sabine Hess (2025): Von Kollaboration zu Ko-Artikulation: Potentiale und Grenzen kollaborativen Forschens mit sozialen Bewegungen. In: Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder & Thomas K. Kirsch (Hgs.): *Public Anthropology: Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*. Frankfurt am Main, New York: Campus, 177–193, DOI: [10.12907/978-3-593-45943-1_011](https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1_011).
- Binder, Beate, Čarna Brković, Sabine Hess, Marion Näser-Lather & Ronda Ramm (Hgs.) (2023): *Troubling Gender. Anthropological Perspectives on Gender Politics in/of Europe*. *Berliner Blätter* 88, DOI: [10.18452/28005](https://doi.org/10.18452/28005).
- Bloch, Ernst (1973): *Das Prinzip Hoffnung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brecht, Bertolt (1966 [1928/29]): *Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Bryant, Rebecca & Daniel M. Knight (Hgs.) (2019): *The Anthropology of the Future*. Cambridge, New York: Cambridge University Press.
- Chakkalakal, Silvy, Dominik Biewer & Laura Strott (2025): Hoffend forschen in hoffnungslosen Zeiten – Theoretische und konzeptuelle Überlegungen zu einer Ethnographie der Planung und Kuration. In: *Berliner Blätter* 90, 3–18. DOI: [10.60789/901192](https://doi.org/10.60789/901192).
- Darian-Smith, Eve (2025): Knowledge Production at a Crossroads: Rising Antidemocracy and Diminishing Academic Freedom. In: *Studies in Higher Education* 50/3, 600–614. DOI: [10.1080/03075079.2024.2347562](https://doi.org/10.1080/03075079.2024.2347562).
- Deutsches Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW) (2024): Anfeindungen gegen Forschende. Eine repräsentative Studie des Projektes KAPAZ. Kurzdossier für die Berichterstattung. https://scicommsupport.de/wp-content/uploads/2024/05/2024_05_16_Studie-Anfeindungen-gegen-Forschende_KAPAZ.pdf.
Letzter Zugriff 07.02.2026.
- Dietze, Gabriele & Julia Roth (Hgs.) (2020): *Right-Wing Populism and Gender*. European Perspectives and Beyond. Bielefeld: transcript.
- Dilger, Hansjörg, Gisela Welz, Beate Binder & Thomas Kirsch (Hgs.) (2025): *Public Anthropology: Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*. Frankfurt am Main, New York: Campus. DOI: [10.12907/978-3-593-45943-1](https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1).
- Dix, Benjamin & Raminder Kaur, with illustrations by Lindsay Pollock (2019): Drawing-Writing Culture: The Truth-Fiction Spectrum of an Ethno-Graphic Novel on the Sri Lankan Civil War and Migration. In: *Visual Anthropology Review* 35/1, 76-111. DOI: [10.1111/var.12172](https://doi.org/10.1111/var.12172).
- Dunn, Elizabeth Cullen (2014): The Chaos of Humanitarianism: Adhocracy in the Republic of Georgia. In: *Humanity* 3/1, 1–23. DOI: [10.1353/HUM.2012.0005](https://doi.org/10.1353/HUM.2012.0005).
- Fassin, Didier & Paula Vasquez (2005): Humanitarian Exception as the Rule: The Political Theology of the 1999 Tragedia in Venezuela. In: *American Ethnologist* 32/3, 389–405. DOI: [10.1525/ae.2005.32.3.389](https://doi.org/10.1525/ae.2005.32.3.389).
- Faust, Friederike, Todd Sekuler & Beate Binder (2021): Reibung als Potential: Kollaboratives Forschen mit HIV/Aids-Aktivist*innen. In: *Berliner Blätter* 83, 49–65. DOI: [10.18452/22404](https://doi.org/10.18452/22404).
- Goel, Urmila (2020). Freundlichkeit gegenüber Fehlbarkeiten – ein Ansatz für diskriminierungskritische Bildungsarbeit. In: Susanne Bücken, Noelia Streicher, Astride Velho & Paul Mecheril (Hgs.): *Migrationsgesellschaftliche Diskriminierungsverhältnisse in Bildungssettings*. Wiesbaden: Springer VS, 147–166. DOI: [10.1007/978-3-658-28821-1_8](https://doi.org/10.1007/978-3-658-28821-1_8).
- Hage, Ghassan (2016): Questions Concerning a Future-Politics. In: *History and Anthropology* 27/4, 465–467. DOI: [10.1080/02757206.2016.1206896](https://doi.org/10.1080/02757206.2016.1206896).
- Hamm, Marion (2013): Engagierte Wissenschaft zwischen partizipativer Forschung und reflexiver Ethnographie. Methodische Überlegungen zur Forschung in sozialen Bewegungen. In: Beate Binder, Friedrich von Bose, Katrin Ebell, Sabine Hess & Annika Keinz (Hgs.): *Eingreifen, kritisieren, verändern!? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 55–72.
- Haraway, Donna J. (2018): *Unruhig bleiben: die Verwandtschaft der Arten im Chthuluzän*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Hauer, Janine, Friedrike Faust & Beate Binder (2021): Kooperieren – Kollaborieren – Kuratieren: Zu Formen des Zusammenarbeitens in der ethnografischen Forschung. In: *Berliner Blätter* 83, 3–17, <http://www.berliner-blaetter.de/index.php/blaetter/article/view/1107>.

- Hess, Sabine & Miriam Gutekunst (2024): Politics of Reversal: Dangerous Convergences of Gender and Race in Migration and Feminist Politics. In: *Troubling Gender*, Berliner Blätter 88, 59–77, DOI: [10.18452/27999](https://doi.org/10.18452/27999).
- Holmes, Douglas R. & George E. Marcus (2008): Collaboration Today and the Re-Imagination of the Classic Scene of Fieldwork Encounter. In: *Collaborative Anthropologies* 1, 81–101. DOI: [10.1353/cla.0.0003](https://doi.org/10.1353/cla.0.0003).
- Ilan, Suzan, Pinar Ensari & Lana Gonzalez Balyk (2025): From Antagonism to Care: Reimagining Academic Freedom and Justice in Higher Education. In: *Studies in Social Justice* 19/3, 400–418. DOI: [10.26522/ssj.v19i3.5148](https://doi.org/10.26522/ssj.v19i3.5148).
- Kleist, Nauja & Stef Jansen (2016): Introduction: Hope over Time—Crisis, Immobility and Future-Making. In: *History and Anthropology* 27/4, 373–392. DOI: [10.1080/02757206.2016.1207636](https://doi.org/10.1080/02757206.2016.1207636).
- Koselleck, Reinhart (1982): Krise. In: Otto Brunner, Werner Conze & Reinhart Koselleck (Hgs.): *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 3. Stuttgart: Klett-Cotta, 617–650.
- Low, Setha M. & Sally Engle Merry (2010): Engaged Anthropology: Diversity and Dilemmas: An Introduction to Supplement 2. In: *Current Anthropology* 51/S2, S203–S226. DOI: [10.1086/653837](https://doi.org/10.1086/653837).
- Makropoulos, Michael (2013): Über den Begriff der „Krise“. Eine historisch-semantische Skizze. In: *INDES. Zeitschrift für Politik und Gesellschaft* 1, 13–20.
- McGranahan, Carole (Hg.) (2020): *Writing Anthropology: Essays on Craft and Commitment*. Durham: Duke University Press.
- Mies, Maria (1984): Methodische Postulate zur Frauenforschung. In: *beiträge zur feministischen theorie und praxis* 11, 7–25.
- Morno-Lax, Violaeta (2024): Crisis as (Asylum) Governance: The Evolving Normalisation of Non-access to Protection in the EU. In: *European Papers* 9/1, 179–208. DOI: [10.15166/2499-8249/752](https://doi.org/10.15166/2499-8249/752).
- Muñoz, José Esteban (2009): *Cruising Utopia: The Then and There of Queer Futurity*. New York, London: New York University Press.
- Narayan, Kirin (2012): *Alive in the writing: crafting ethnography in the company of Chekhov*. Chicago: University of Chicago Press.
- Niewöhner, Jörg (2016): Co-Laborative Anthropology. Crafting Reflexivities Experimentally. In: *Yhteistyöstävä Antropologia. Kuinka edistää refleksiivisyyttä kokeellisesti [Crafting Reflex-ivities Experimentally]*. <https://edoc.hu-berlin.de/bitstream/handle/18452/19241/Niewoehner2016-Co-laborative-anthropology.pdf?sequence=1&isAllowed=y>. Letzter Zugriff 07.02.2026.
- Ortner, Sherry B. (2016): Dark Anthropology and its Others: Theory Since the Eighties. In: *HAU: Journal of Ethnographic Theory* 6/1, 47–73. DOI: [10.14318/hau6.1.004](https://doi.org/10.14318/hau6.1.004).
- Pallister-Wilkins, Polly & James Smith (2025): Humanitarianism in the Genocide. In: *Public Anthropologist* 7/2, 178–186. DOI: [10.1163/25891715-07020003](https://doi.org/10.1163/25891715-07020003).
- Pandian, Anand & Stuart MacLean (Hgs.) (2017): *Crumpled Paper Boat: Experiments in Ethnographic Writing*. Durham: Duke University Press.
- Povinelli, Elizabeth A. (2012): The Will to Be Otherwise/The Effort of Endurance. In: *South Atlantic Quarterly* 111/3, 453–475. DOI: [10.1215/00382876-1596236](https://doi.org/10.1215/00382876-1596236).
- Puig de la Bellacasa, María (2017): *Matters of Care: Speculative Ethics in More than Human Worlds*. Minneapolis, London: University of Minnesota Press.
- Roitman, Janet L. (2014): *Anti-Crisis*. Durham, London: Duke University Press.

- Sedgwick, Eve Kosofsky (2003): Paranoid Reading and Reparative Reading, or, You're So Paranoid, You Probably Think This Essay is About You. In: id. (Hg.): Touching Feeling. Durham, London: Duke University Press, 123–152.
- Seeger, Christina, Lena Frischlich, Magdalena Obermaier, Ursula K. Schmid & Heidi Schulze (2024): Hate Speech und Angriffe auf Wissenschaftler*innen. Ein Forschungsüberblick. https://wissenschaft-im-dialog.de/documents/217/TransferUnit_Forschungsueberblick_Hatespeech.pdf. Letzter Zugriff 07.02.2026.
- Visweswaran, Kamala (2003): Fictions of Feminist Ethnography. Minneapolis, London: University of Minnesota Press.
- Welz, Gisela (2025): Forschendes Lernen in der Volkskunde. In: Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder & Thomas K. Kirsch (Hgs.): Public Anthropology. Frankfurt am Main, New York: Campus, 403–408. DOI: [10.12907/978-3-593-45943-1_025](https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1_025).
- Willow, Anna J. (2023): Anthropological Optimism: Engaging the Power of What Could Go Right. New York: Routledge. DOI: [10.4324/b23231](https://doi.org/10.4324/b23231).

Autor:inneninformation

Beate Binder ist Professorin i.R. für Europäische Ethnologie und Geschlechterstudien an der Humboldt-Universität zu Berlin. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Anthropologie des Politischen und des Rechts sowie in queer-feministischer Kulturanthropologie. Sie hat das NORFACE-Forschungsprojekt „CrimScapes. Navigating Citizenship through European Landscapes of Criminalisation“ geleitet und war Sprecherin der DFG-Forschungsgruppe „Recht, Geschlecht, Kollektivität“.

Sabine Hess ist politische Anthropologin und arbeitet als Professorin für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie an der Universität Göttingen. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Migrations-, Grenzregime- und kritische Rassismusforschung sowie kulturanthropologische Geschlechterforschung. In den letzten Jahren hat sie viele Projekte zu postkolonialer und postmigrantischer Erinnerungspolitik und kritischen Archivierungspraktiken gemacht. Sie ist Mitbegründerin des europäischen Netzwerks kritische Migrations- und Grenzregimeforschung und leitet seit 2018 als Direktorin das Zentrum für globale Migrationsforschung (CeMig) der Universität Göttingen.